

Werk

Titel: Ueber die Freundschaft

Autor: Kracauer, Siegfried

Jahr: 1918

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?51032052X_1917-18_0007|log21

Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de

Ueber die Freundschaft.

Von

Siegfried Kracauer (Frankfurt a. M.)

Es gibt Worte, die durch die Jahrhunderte von Mund zu Mund gehen, ohne daß ihr begrifflicher Inhalt je klar und scharf umrissen vor das innere Auge tritt. Die Erfahrungen der Generationen, unerschöpfliches Leben, unzählige Geschehnisse verbergen sich in ihnen, und wunder nimmt nur, daß die Wortgefäße, die solche Fülle zu tragen haben, immer ihre alte Geltung beibehalten, fortbestehen und sich wieder mit neuem Inhalt beladen lassen. Unser ganzes Leben ist von ihnen durchzogen, wir denken mit ihnen und nehmen sie als Einheiten hin, trotz der unbestimmten Mannigfaltigkeit, die in ihnen zittert. Was sind die Worte, die den Reichtum unserer inneren Welt fassen, anderes als schwache, hilflose, spärliche Namen für einen überquellenden Inhalt? Liebe, Treue, Mut, Feigheit, Haß, Mitleid, Stolz: tausendfaches Geschehen ballt sich in ihrer Hülle zusammen.

Nicht Schwerfälligkeit allein hindert daran, uns auch sprachlich den letzten und geheimsten Falten der Wirklichkeit anzuschmiegen. Jede Mannigfaltigkeit prägt sich zunächst als verschwommenes Ganze ein. Unsere Aufnahmefähigkeit ist begrenzt und wir verlören den Blick für dieses Ganze, wenn wir alle Eindrücke, aus denen es sich zusammensetzt, gesondert auffassen wollten. Wir verfolgen sie daher nur ein Stück weit und begnügen uns mit einem einzigen Ausdruck für die übrigbleibende verworrene Vielfältigkeit, überzeugt davon, daß überall, wo ein Wort sich Bedeutungen auf Bedeutungen angliedert, diese untereinander irgend eine, wenn auch noch so allgemeine Verwandtschaft besitzen.

Gibt man sich nicht mit einer ungefähren und mehr gefühlten als bewußten Erkenntnis dieser Begriffe zufrieden, will man vielmehr die in ihnen sprachgewordene Mannigfaltigkeit ganz ausschöpfen, so muß man sich von vornherein darüber klar sein, inwieweit dies überhaupt

möglich ist. Die rein wissenschaftlichen Begriffe sind zugleich Definitionen, künstliche Bildungen, die nicht mehr enthalten, als in sie auf Grund bestimmter Methoden jeweils hineingelegt worden ist. Worte dagegen, die das Erleben vieler Geschlechter in sich begreifen, spotten der vollkommenen Zerlegung, ihr schillernder Inhalt geht niemals restlos in die bewußte Erkenntnis über. Wohl aber läßt sich eine Anschauung von ihnen gewinnen, die, möglichste Vollständigkeit vorausgesetzt, in ihrer notwendigen Einseitigkeit einen um so höheren allgemeinen Wert erlangt, je umfassender der Gedankenkreis ist, in den sie sinnvoll verwoben wird. Eine solche Anschauung, die nicht allseitig und unbedingt allgemeinverpflichtend, aber ebensowenig willkürlich und zufällig ist, nennen wir *typisch*, wenn sie von vielen Menschen mit innerer Notwendigkeit als die ihre anerkannt wird. Daß andere neben der einen Anschauung möglich sind, raubt keiner den Wert, liegt vielmehr im Wesen menschlichen Erkennens und dieses seines besonderen Gegenstandes begründet. Für die letztgültige Einsicht in die vom Leben selber erzeugten und fortgenährten Begriffe kann eben niemals ein einziger Blickpunkt genügen; es gelten hier die Worte Goethes: »Nur sämtliche Menschen erkennen die Natur, nur sämtliche Menschen leben das Menschliche«¹⁾.

Mit diesen Gedanken sind der nachfolgenden Untersuchung über die Freundschaft von selber die natürlichen Grenzen gesetzt. Auch sie ein Begriff, an den immer wieder neues Erleben sich angesetzt hat, ungebärdige Fülle im dürftigen Gefäß eines Wortes! Auch sie nur einer notwendig einseitigen Anschauung zugänglich, die erst durch Einbeziehung in ein weiteres, zusammenhängendes Weltbild der sonst unvermeidlichen Zufälligkeit und bruchstückartigen Vereinzelnung entrinnen kann.

Wir haben einen langen Weg zurückzulegen, ehe wir an das Wesen der Freundschaft selber rühren. Sie ist ja nur eine von vielen menschlichen Beziehungen und sie in ihrer Eigenheit begreifen, heißt zunächst: sie absondern von ähnlichen Verhältnissen, damit sie sich schließlich aus deren Mitte einzigartig hervorhebt.

Innerhalb jeder Gemeinschaft und Gesellschaft schlingen sich zwischen ihren einzelnen Mitgliedern Bande, die von der verschiedenen seelischen Beschaffenheit der Menschen vollständig unabhängig sind. Ueberindividuelle Formen des Verkehrs, bilden sie sich im Gemeinschafts- und Gesellschaftswesen allenthalben heraus, und jeder, wer es auch sei, durchlebt sie in gleicher Weise. Wir untersuchen aus ihrer Reihe die Verhältnisse der Kameradschaft, der Fachgenossen-

1) Enthalten in einem Brief Goethes an Schiller. Weimar, 5. Mai 1798.

schaft und der Bekanntschaft, soweit es zum Verständnis der Freundschaft notwendig ist.

Der Geist der Kameradschaft entsteht überall, wo Menschen gemeinsam handeln. Hierbei ist für seinen Eintritt zunächst entscheidend, daß der Einigungsgrund nicht seelische Verwandtschaft und besondere innere Anziehungskraft ist, sondern irgendwelches von außen herangebrachte Ziel. Dieses Ziel wiederum darf keine tiefpersönlichen Eigenschaften von den zu seiner Erfüllung verbundenen Menschen fordern oder nur ihnen wichtige Sonderneigungen befriedigen — sind doch Betende in der Kirche ebensowenig Kameraden wie Mitglieder von wissenschaftlichen oder sonstigen geistig ausgeprägten Vereinigungen; nein, der Gemeinschaftszweck muß Leistungen allgemeinmenschlicher Art verlangen, die jeder einzelne erfüllen kann und die innerhalb seines alltäglichen Gesichtskreises liegen.

Nicht jedes solche zielvolle Zusammenhandeln erzeugt aber schon wirklich das Kameradschaftsgefühl. Dieses erwacht um so lebhafter, je sinnfälliger die gemeinsame Tätigkeit ist, also beim Spiel, beim Schulbesuch, beim Wandern, bei körperlicher Arbeit. Besonders stark entwickelt es sich in gewissen Verbindungen, deren Ziel von den Menschen die Ueberwindung drohender Gefahren fordert. Wer diesen Vereinigungen angehört, weiß von vornherein, daß er der Todgefährte des andern ist. Der dunkle Hintergrund, vor dem sich das Handeln abspielt, wirkt tief auf das Gemüt und die Phantasie ein; Soldaten pflegen sich denn auch stets Kameraden zu nennen. Eine so geartete Verbindung, die das Einzelschicksal unlöslich an das allgemeine kettet, reißt den Menschen aus seinem eigenen engen Wirkungskreis. Unter dem Druck der Allgemeingefühle und -bewegungen stehend, sieht er sein bisheriges Leben von außen an, es ballt sich ihm in größeren Linien zusammen. Und manch einer, dem sonst nie die Zunge gelöst war, enthüllt wohl dem Kameraden die Ereignisse seines Daseins, ohne daß doch dieses seltene Vertrauen bezeichnend für das gegenseitige Verhältnis wäre. Es ist eine Erleichterung des Herzens, ein Selbstbesinnen, eine kurze Atempause.

Der Sinnfälligkeit des Handelns muß sich das Gefühl der unbedingten Gleichheit vor dem Ziel beigesellen. Damit dieses eintritt, ist eine bestimmte Dauer der Verbindung notwendig. Ein vorübergehendes Zusammenwirken zur Erreichung eines Augenblickszieles — etwa zum Löschen einer Feuerbrunst — genügt nicht, um den Geist der Kameradschaft zu wecken, obwohl hier auch im Interesse eines allgemeinmenschlichen Zweckes gemeinsam gehandelt wird. Warum? Den Menschen fehlt die Zeit zur gegenseitigen Eingewöhnung, sie bleiben zufällig zusammengewürfelt und tragen in die plötz-

liche Vereinigung noch ihr besonderes Ich mit seinen Plänen und Neigungen ganz hinein. Es kommt aber gerade darauf an, daß alle Eigenwünsche entschwinden, daß sich zwischen den Menschen mit den in Hinsicht auf das Ziel erforderlichen Tätigkeiten bestimmte Verkehrsgewohnheiten entwickeln und diese selber in den Mittelpunkt des Denkens und Wollens rücken. Die Einzelseele wird entpersönlicht, umgекnetet, bis sie sich im gleichen Rhythmus mit den andern bewegt. In um so größerer Reinheit erblüht das Kameradschaftsgefühl, je fremder und weniger vertraut sich ihrem ganzen Wesen nach die Menschen sind, weil in diesem Fall besonders deutlich empfunden wird, daß ihre Verbindung nur durch das eine Ziel bewirkt wird, zu dem sie hinstreben. Kameraden sind Gleiche vor dem Ziel — aber nichts außerdem. Und die Eigentümlichkeit ihres Verhältnisses besteht darin, daß längeres Zusammenwirken sie nicht innerlich näher bringt, sondern im Gegenteil jede ihrer störenden Besonderheiten entfernt, um sie immer gleicher und eindeutiger zu machen, so wie es der sie einigende Zweck verlangt.

Auch Ehepaare empfinden oft, trotzdem sie als ausgeprägte Individuen ihr Leben teilen, diese ihre Verbindung als Kameradschaft. Es geschieht dann, wenn ihrem Blick das Besondere und Einzigartige ihres Bundes entgleitet, ihr Schicksal ihnen als typisch erscheint und aus der Mannigfaltigkeit ihrer Erinnerungen, ihres gemeinsamen Daseins ihnen allein die Erkenntnis zurückbleibt, daß sie Menschen sind, die für die Ewigkeit zusammengehören und unter den gleichen Bedingungen zu leben, zu leiden und zu kämpfen haben.

Daß eine so unpersönliche Beziehung, deren Eintritt lediglich von gewissen äußeren Umständen abhängig ist, auch das Gemüt in einer jeden Menschen verpflichtenden Weise beanspruchen muß, leuchtet unmittelbar ein. Tugenden und Fehler des »guten Kameraden« könnten fast unabhängig von der Erfahrung rein aus dem Wesen des Verhältnisses ermittelt werden. Was stärkt die Gemeinschaft? Stete Hilfsbereitschaft, Unverdrossenheit, wechselseitige Eingewöhnung. Was fördert die Erreichung des Zieles? Opferwille, Mut, Ausdauer im Ueberwinden von Schwierigkeiten. Und nun die Kehrseite! Was hindert zielvolles Zusammenwirken? Jede Art von Eigenbrödelei, Einmischung der ganzen Persönlichkeit in die Beziehung, wodurch diese überlastet wird, Trägheit, unwilliges Wesen.

Fachgenossen nennen sich Kollegen, nicht Kameraden. Wo sich derartig verschiedene Ausdrücke herausbilden, darf man sicher sein, daß sie auch zur Bezeichnung klar umrissener seelischer Wirklichkeiten dienen; und es ist nur notwendig, den Schwankungen im Wortgebrauch zu folgen, um den ersten Aufschluß über die inneren Tat-

sachen erhalten, die den Begriffen zugrunde liegen. Die in gewissen Arbeiterkreisen bestehende Möglichkeit, beide Bezeichnungen: Kamerad und Kollege, gleich richtig zu verwenden, lenkt unsere Aufmerksamkeit auf das Grenzgebiet, in dem sonst deutlich unterschiedenen Verhältnisse offenbar ineinander überfließen. Es handelt sich um die Berufe, in denen bei einem Mindestmaß erworbener Fachkenntnisse am meisten zusammen gelebt und gehandelt werden muß, so daß die gemeinsame, sinnfällige Tätigkeit sich ebenso stark im Bewußtsein einprägt wie der Charakter der Berufsgenossenschaft. Wir folgern: Die Beziehung der Fachgemeinschaft erzeugt sich in ihrer Eigenart erst, wenn das Fach so viel Wissen und so viele Geschicklichkeiten fordert, daß den sich ihm Widmenden das Gefühl schwindet, als beliebige, unterschiedslose Gleiche zur Erfüllung irgend eines Zieles verbunden zu sein. Berufsgenossen sind immer schon Ausgewählte.

Darf sich darum das Allgemeinmenschliche, die unqualifizierte Alltäglichkeit nicht bestimmend und Gestalt verleihend in das Verhältnis eindrängen, so spinnen sich im übrigen doch eine Fülle von Beziehungen zwischen den Fachgenossen an. Zunächst bringt schon die reine Berufsgemeinschaft die Menschen in eine gewisse Verbindung, die einen guten Teil ihrer seelischen Kräfte einschluckt. Ist doch kein Beruf so fertig und abgeschlossen, daß er nicht immer wieder die Phantasie anspornte und neue Aufgaben aus sich heraus erzeugte! Ja, es läßt sich umkehrend sogar sagen, daß, wo ein Beruf zu gleichförmig ist, um die Seele in Spannung zu halten, ihm solange Stoff und Handlung angegliedert wird, bis er fähig ist, die Menschen einigermaßen auszufüllen. Dadurch aber, daß der einigende sachliche Mittelpunkt nicht in starrer Ruhe verharrt, sondern sich immerwährend verändert und stets irgendwelche unvorhergesehene Fälle und Schwierigkeiten zeitigt, fehlt der Berufsgenossenschaft selten das erregende Etwas, das die Menschen zusammenschweißt. Von der sogenannten »Fachsimplerei« an, die vielen stumpfen Geistern ihr Lebtage genügt, erhebt sich das Verhältnis oft zu hoher geistiger Vertraulichkeit, dank dem Reichtum fesselnder Probleme, den eine Reihe von Berufen in sich bergen. Es entstehen glückspendende Beziehungen, die leicht in Freundschaften übergehen können, die es aber nicht sind, solange sie unter Ausschluß tiefer menschlicher Anteilnahme, allein auf der sachlichen Uebereinstimmung beruhen.

Die Willfährigkeit der Fachgenossen zum Zusammenschluß ist um so größer, als der gemeinsame Beruf seinen Einfluß auf weitere Bezirke der Seele, nicht nur auf einzelne ihrer abgeschlossenen Teile geltend macht. Wenn sich der Mensch irgend ein dauerndes Arbeitsfeld erwählt, so nehmen die hierin immerwährend benötigten Geistes-

und Gefühlskräfte schließlich eine vorherrschende Stellung in seinem Bewußtsein ein. Alle Wertschätzungen, Gedanken und Gefühle innerhalb eines Bewußtseins befinden sich aber in gegenseitiger Abhängigkeit; sie schließen sich aus, bedingen sich oder entstehen auseinander. Die durch die Berufstätigkeit besonders ausgebildeten inneren Fähigkeiten müssen demnach ihrerseits mitbestimmend auf das übrige seelische Leben einwirken, Blickweite und Aufnahmefähigkeit in gewisser Weise begrenzen oder erweitern. Sie bringen so bei vielen demselben Fachgebiet angehörigen Menschen eine Seelenlagerung hervor, die auch auf abgelegene Dinge in gleichem Sinne antwortet. Noch die entferntesten Verästelungen zeugen schließlich von der einen Wurzel. Jeder ausgeprägte Beruf nimmt seine eigene Stellung der Gesellschaft gegenüber ein, hat, bis zu einem bestimmten Grad, seine eigenen Allgemeininteressen. Anders wäre auch die Entstehung von Berufstypen nicht erklärlich. Der Arzt, der Jurist, der Prediger, der Kaufmann, der Arbeiter, der Beamte: was alles an gleichem Können, Wissen und Wirken ihr Stoffgebiet von ihnen fordert, beschränkt sich nicht darauf, nur im Beruf wieder verausgabt zu werden, im übrigen das Innere unbehelligt lassend — nein, es durchpflügt das Gesamtbewußtsein und zieht seine Furchen in ihm. Daher kommt es, daß Jünglinge, die noch eben in engster Verbundenheit gelebt haben, oft auseinanderwachsen und sich mißverstehen, wenn sie sich verschiedenen Berufen zuwenden. Der Stoff meistert schließlich die sich ihm schenkenden Seelen.

Es wird nunmehr begreiflich, daß infolge gleicher Bewußtseinsformung die rein fachgenossenschaftliche Beziehung sich weit über den Beruf hinaus erstrecken kann. Leicht und unmerklich gleitet die sachliche Erörterung zu anderen Fragen und Dingen über, und was sich hier an fruchtbarer Uebereinstimmung ergibt, ist häufig eine mittelbare Wirkung des Berufes. Wie der Schweif vom Kometenkern, so strahlt von ihm eine weite geistige Atmosphäre aus.

Auch der durch jeden Beruf erzeugte Kastengeist ist ein Bindemittel zwischen den Fachgenossen. Spricht sich in ihm ein starkes Abstandsbedürfnis aus, so auch ein erhöhtes Zusammengehörigkeitsgefühl, das nachdrücklich die Beziehungen zwischen Menschen desselben Berufes trägt und fördert.

Eine scharfe Grenze ist aber dieser Verknüpfung ebenso wie der Kameradschaft gesetzt: die persönlichen Angelegenheiten und Neigungen scheiden bei ihnen aus. Wo die Welt meiner Träume, meiner Erinnerungen, meiner Sehnsucht, meiner Liebe beginnt, da endet auch das Verhältnis zwischen mir und den Fachgenossen. Ein feines Gefühl hält genaue Wacht, damit keine Vermischung beider Reiche eintritt. Jede Ueberschreitung der Trennungslinie wird, bewußt oder

unbewußt, zurückgewiesen. Daß andererseits die Beziehung leicht in Freundschaft übergehen kann, ist bereits erwähnt worden.

Wir wenden uns nun zu einem dritten Verhältnis, das häufig der Freundschaft zum Verwechseln ähnlich kommen mag. Es ist dies die Bekanntschaft in ihrer engeren Form; jene flüchtigen, gesprächsweisen Berührungen, die wohl auch unter demselben Namen laufen, bleiben von der Untersuchung wie billig ausgeschlossen.

Die Bekanntschaft ist ihrem Ursprung nach keine Ziel- oder Sachverbindung, hat also ihren Grund nicht außerhalb der Menschen. Dadurch unterscheidet sie sich sowohl von der Kameradschaft, die irgendwie immer das auswahllose Zusammenleben Gleichhandelnder voraussetzt, als auch von der Fachgenossenschaft, die sich zwischen sachlich Gleichstrebenden bildet. Wohl wandeln sich diese Verhältnisse häufig in Bekanntschaft um, aber sie verlieren damit zugleich ihre Eigenart.

Unmöglich, die äußeren Entstehungsanlässe der Bekanntschaft aufzuzählen! Der Zufall entscheidet hier viel. Kann aber alles und jedes zum Anlaß engerer Bekanntschaft werden, so geht daraus hervor, daß dieses Verhältnis seinen Grund in der Seele selbst haben, einem bestimmten inneren Bedürfnis entspringen muß.

Neigungen, Leidenschaften des Tages, Erfahrungen aller Art, Sympathien und Abneigungen erfüllen den Menschen. Er nährt Hoffnungen, sinnt Pläne aus, wird durch viele Dinge berückt und läßt sich von ihnen fesseln, gibt sich der Kunst, der Natur hin, nimmt Eindrücke und Gedanken auf und treibt stündlich durch eine neue Mannigfaltigkeit, bald hier, bald dort sich verfangend und ein Stückchen erraffend. So verbreitert sich sein Wesen und wird zu einem Gewebe, in das bunte und oft nur lose zusammenhängende Muster eingewirkt sind. Manche Fäden ziehen sich der ganzen Länge nach durch, einige laufen ein Ende weit und bilden ein in sich abgeschlossenes Ganze, andere brechen plötzlich ab, so daß eine unausgefüllte Lücke entsteht.

Das in jedem vorhandene Bedürfnis, sich mitzuteilen, führt nun meist Verbindungen herbei, in denen sich die Menschen ein Stück ihrer Seelenmannigfaltigkeit anvertrauen. Für das Wesen der Bekanntschaft bezeichnend ist es, wenn in diesem Stück Gemeinsamkeit die »durchlaufenden Fäden« fehlen, mag im übrigen die wechselseitige Annäherung bis zu einem hohen Grad gediehen sein.

Dies bedeutet aber folgendes. Was auch immer die Bekanntschaft veranlaßt, ob menschliches Gefallen, ob sachliche Beziehungen oder irgend eine Gelegenheitsursache: wenn einmal entschieden ist, daß das Verhältnis kein innigeres werden soll, so bildet sich an einer bestimmten Stelle eine unsichtbare Scheidewand zwischen den Menschen. Diese

Grenze liegt näher am Mittelpunkt des Wesens als bei der Kameradschaft und oft auch bei der Fachgenossenschaft, sie entsteht dort, wo das eigentliche Ichbewußtsein anhebt, wo die inneren Quellen rauschen, wo Gedanken und Gefühle erwachen, die geheimnisvoll unmittelbar den Tiefen der Seele entströmen und wo in hellen Augenblicken Anfang und Ende der Persönlichkeit in ihrem Zusammenhang erschaut wird. Das Reich dieser Erlebnisse bleibt der Bekanntschaft verschlossen, sie muß sich mit Bruchstücken begnügen, hier mit einem Fetzen Alltag, dort mit einer Sonderneigung, und im ganzen mit zusammenhanglosen Teilansichten des Menschen. Ein Schamgefühl, das feiner als die feinste Wage ist, macht auch hier die geringste Grenzverletzung bemerkbar.

Es gibt Menschen, die fortwährend überströmen und sich entblößen, die es nicht in der fernen Nähe der von gleichmäßiger Wärme durchzogenen Bekanntschaft aushalten können, ohne damit reif für ein innigeres Verhältnis zu sein. Ihre Enthüllungen verletzen, weil sie weder einem wirklichen Zusammenleben entquellen, noch von einem sicheren Empfinden des notwendigen Abstandes begleitet sind. Wo dieses aber vorhanden ist, bildet es nur einen Reiz mehr der Bekanntschaft, wenn mitunter, bei seltener Gelegenheit, sich die Tore der Seele öffnen und einen vorübergehenden Einblick gewähren. Sie schließen sich wieder und eine dunkle Ahnung von dem fremden Wesen bleibt zurück, in das tiefer einzudringen, mit dem vereint zu wandern nicht verstattet ist. Man wird, entfaltet sich, durchmißt seine Bahn unabhängig voneinander. Weil darum Bekanntschaft niemals gemeinsame Entwicklung bedeutet, erregt sie die höchste Befriedigung im unmittelbar lebendigen Verkehr, in den Augenblicken des Zusammenseins. Ihr Wesen ist Gegenwart; Austausch von Gedanken und Einfällen, Besprechung wichtiger Fragen, gemeinsames Genießen, Zerstreung, gesellige Nähe, freies Kommen und Gehen, gemütliches Plaudern, gemessene Anteilnahme in allerhand menschlichen Dingen bildet ihren Hauptinhalt. Je umgänglicher der Mensch angelegt ist, um so mehr Bekannte wird er auch haben. Das Verhältnis knüpft sich leicht an, seine Lösung ist nicht allzuschwer. Immer stellt es ein Verweilen, einen Ruhepunkt im Dasein dar. Wenn der Zufall die Menschen auseinanderbringt, ihr verschiedenes Schicksal sie trennt, so tritt Entfremdung ein, ohne daß tiefe Furchen in der Seele aufgerissen werden. Wie nahe der Bekannte auch stehen mag: so lange er nur Bekannter ist, wirkt er nicht unmittelbar am Aufbau unseres Selbstes mit, er gibt der Phantasie keine dauernde Nahrung und sein Bild lebt nicht in uns als unsichtbarer Begleiter auf unseren Wegen.

Jedes menschliche Verhältnis muß eine bestimmte Form haben

oder annehmen, die eine Dauer erst ermöglicht und gewährleistet. Bei der Fachgenossenschaft und Kameradschaft ist diese Form etwas von außen gesetztes und so noch bei einer Reihe von Beziehungen, wie der des Lehrers zum Schüler, des Vorgesetzten zum Untergebenen, der Eltern zu den Kindern. Immer ist ein tragendes Skelett dem Zufall entrückter Formen vorhanden, die dem Verhältnis einen eigenartigen Charakter geben und alles Allzuflüssige, Allzubewegliche daraus verbannen. Wie verhält es sich in dieser Hinsicht mit der Bekanntschaft? Nicht durch äußere, stets gleichbleibende Umstände bedingt, muß sie die sie verfestigende Form aus sich heraus erzeugen. Und in der Tat: jede neue Bekanntschaft gewinnt schnell ihr eigenes Gepräge, ruht bald auf einer dauernden Grundlage, von der selten später abgewichen wird. Was ihren starren Kern ausmacht, ist von Fall zu Fall verschieden: gemeinsame Interessen, dieselben Erlebnisse, ähnliche Allgemeinansichten, gleiche soziale Stellung, übereinstimmende Liebhabereien und so fort. Hat sich erst die innere Form der Bekanntschaft gebildet, so rückt die gegenseitige Eröffnung nicht mehr voran, es steht auch nicht das Bedürfnis nach ihr, und die Menschen verharren in der einmal angenommenen Lage. Aller weiterer Verkehr ist ein Pendeln um den gefundenen Schwerpunkt; gegenseitige Beurteilung, Enge und Wärmegrad des Verhältnisses werden schließlich unveränderlich. Dieser Verfestigung drängt die Bekanntschaft mit einer gewissen Naturnotwendigkeit zu. Und es kann sich häufig der merkwürdige Fall ereignen, daß Menschen, die gut zueinander passen und in den Tiefen vieles gemeinsam haben, infolge mißgünstiger Umstände eine Bekanntschaft schließen, deren Kern nicht jene wirklichen Gemeinsamkeiten sind, sondern gleichgültige Oberflächendinge irgendwelcher Art. Wenn diese alsdann zur Grundlage der Beziehung werden und ihr die endgültige Form verleihen, so ist es den Menschen oft unmöglich, bis zu ihren tatsächlichen Einigungspunkten vorzudringen, und sie leben in Wahrheit in einem verfahrenen Verhältnis aneinander vorbei. Sie, die hätten Freunde sein können, werden durch das ihnen wesensferne, zufällige Traggerüst ihrer Bekanntschaft tiefer getrennt als durch den schlimmsten Zwist.

Die drei bisher untersuchten Verbindungen sind allen Menschen ohne Ausnahme zugänglich, müssen, wo die sie herbeiführenden überindividuellen Bedingungen eintreten, von jedermann durchlebt werden. Außerdem stimmen sie in folgendem überein: das eine menschliche Gemüt wird in ihnen nur bis zu einem gewissen von uns hervorgehobenen Grad an das andere gefesselt. Sicherlich, es fließt zwischen Kameraden, Fachgenossen und Bekannten viel Wärme hinüber und herüber, oft scheinen Schranken gar nicht vorhanden, so lebensvoll

und anregend gestaltet sich das Verhältnis, und dann — nur ein unüberlegtes Wort, ein tieferes Besinnen, ein Zurückkehren zu sich selber, zu den eigensten Gebieten, und der Zauber schwindet, die bestehenden Bande erweisen sich als unzulänglich, innigere werden oft ersehnt. Vielen, allzuvielen Menschen zwar bieten die gedachten Beziehungen ein hinreichend weites Gefäß zur Aufnahme ihrer Mitteilungsbedürfnisse. Sie fühlen sich in dem kameradschaftlichen Verhältnis wohl, was alles sie sachlich interessiert, wird mit den Berufsgenossen und Sachkennern erörtert, und ein weiterer oder engerer Bekanntenkreis sättigt die übrigen, mehr geselligen Neigungen ihrer Natur. So leben sie, ohne jemals Mangel zu empfinden. Mehr begehrenden Menschen aber genügen diese Formen des Wesensaustausches nicht. Sie wollen ausgiebigere Gemeinsamkeit. Ihre Sehnsucht, ihre Liebesbedürftigkeit überschwillt die Grenzen der genannten Verhältnisse und rastet nicht, bis andere gefunden sind, in denen eine enge und engste Verknüpfung der Seelen möglich wird. Befriedigt wird dieser Wunsch nach umfassender Hingabe und einer Verschmelzung, die alle Fernen tilgt, durch die beiden Beziehungen der geschlechtlichen Liebe und der Freundschaft.

Will man zu dem Inhalt bestimmter Begriffe vordringen, die für eine mannigfach schillernde Wirklichkeit gelten und außerdem untereinander Verwandtschaft besitzen, so ist zunächst einmal notwendig, der Untersuchung die charakteristische Wortbedeutung zugrunde zu legen. Nur wenn man sich an einer besonders durchsichtigen Stelle Auskunft holt (an einer Stelle, die dafür wenigstens von dem Erkennenden, seiner geistigen Struktur nach, gehalten werden muß), wird man der verworrenen Einheit Meister, die unter einem Begriff zusammenwohnen mag.

Das Wort Liebe bezeichnet sehr verschiedene seelische Wirklichkeiten. Der Sprachgebrauch gestattet die breiteste Anwendung des Begriffs, auch hier, wie überall, die reiche Fülle der psychischen Vorgänge nur ungefähr umfassend. Für die nachfolgende Untersuchung scheidet diejenige Vereinigung der Liebenden aus, die sich nur mit dem Rausch der Sinne begnügt — ein Zusammensein und Verschmelzen zweier Leiber, aber nicht der Menschen ihrem vollen Umfang nach. Ist doch die gegenseitige Anteilnahme zwischen Kameraden oft tiefer als zwischen solchermaßen verbundenen Menschen! Auch die eheliche Gemeinschaft kommt für uns nicht in Betracht, da in ihr sich niemals die Liebe rein, sondern nur in unlöslichem Gemisch mit zahlreichen anderen Gefühlen und Strebungen auswirkt. Erst die durchgeistigte Sinnenliebe, die Körper und Seele gleicherweise durchströmt, tritt als einheitliche menschliche Lebensäußerung der Freundschaft zur Seite;

sie wird mit ihr vergleichbar, wenn man sie nur soweit würdigt, als sie ein rein seelisches Verlangen ist.

Auch von den mancherlei Beziehungen, die das Wort Freundschaft umfaßt, muß diejenige ausgewählt werden, aus der ihr Wesen möglichst hüllenlos hervorleuchtet. Die Jünglingsfreundschaft weicht in vielem von der Männerfreundschaft ab, und beide gestalten sich wiederum anders als die Freundschaft zwischen alten und jungen Menschen und solchen verschiedenen Geschlechts. Wenn wir vorerst die Aufmerksamkeit auf das freundschaftliche Verhältnis junger, gerade erblühter Menschen lenken, so geschieht es aus der Erwägung, daß hier, wo die ganze innere Welt bereits entfaltet, aber noch nicht in den Bahnen der Gewohnheit erstarrt ist, sondern sich in Bewegung und Wallung befindet, wachsend und lebend wie der jungbelaubte Baum im Sommer — daß hier der Sinn einer Verbindung, die ein Anzeichen höchster Daseinsfülle ist, auch am kräftigsten und reinsten zutage tritt.

Im Gegensatz zu den Verhältnissen der Kameradschaft, Fachgenossenschaft und Bekanntschaft erfassen Geschlechtsliebe und Freundschaft die ganze Seele des Menschen. Die Art dieser Inanspruchnahme aber ist verschieden, und erst ihr Verständnis wird uns näher an das Wesen der Freundschaft heranführen.

Es gibt einen Liebeszustand, in dem von dem geliebten Menschen nichts gefordert wird; man begnügt sich damit ihn zu verherrlichen und stellt ihn so hoch, daß das sinnliche Verlangen sich nicht an ihn heranwagt. »Die Sterne, die begehrt man nicht, man freut sich ihrer Pracht.« Diese wunschlose, heiligende Liebe tritt häufig bei jungen Menschen und beginnender Zuneigung ein; sie ist von Keuschheit, von Windstille der Sinne begleitet. Selten ist sie von Dauer. Zeit, Alltag, Geschlechtstrieb kommen hinzu, die Blüte welkt hin.

Sie macht dann der begehrenden Liebe Platz. Die Menschen wünschen sich eine Vereinigung herbei, die ihr ganzes Leben, wie es nun einmal ist, zusammenschmilzt. Diese Liebe ergreift den Menschen an der Wurzel seines Wesens, an einer Stelle, die jenseits des Unterschiedes von Leib und Seele liegt. Aus den Tiefen seiner unbewußten Natur quillt sie auf als die alles überflutende Begierde nach einem anderen Menschen, mit dem jeder Hauch seines Erdenwandels geteilt werden könne. Das, was die Welt des einzelnen ausmacht: seine Erinnerungen, seine Pläne, seine besonderen Ideenverbindungen, dieser ganze Inhalt seines Bewußtseins soll nicht für sich allein bestehen, sondern vereinigt werden mit der Welt eines andern, damit eine neue, nunmehr einzige Welt anhebt. Es bildet das Glück der Liebenden, daß ihnen nicht eine ihrer geheimsten Regungen verborgen bleibt und ihr

Denken und Fühlen sich faltenlos vor ihrem inneren Blick ausbreitet. Die Scham setzt der Sichentäußerung kaum eine Grenze. Diese Seligkeit der Hingabe und Aufnahme inneren Lebens entspricht der Geschlechtslust, spiegelt sie im Geistigen wider. Doch ist gegenseitige Offenbarung nicht der letzte Sinn der Liebe. Wirkliche Liebe will mehr: sie will auf Grund des Allesvoneinanderwissens ein gemeinsames Fortleben, aus dem Wirkungen aller Art entsproßen, die ihren Ursprung nicht mehr in dieser und jener Einzelseele haben, sondern in einem dritten Reich, das aus den früher für sich bestehenden Seelen sich gebildet hat. Dies macht ja jedes Zusammensein für Liebende so köstlich und zu einem unvergeßlichen Erlebnis, daß es einen Baustein zu einem neuen Gebäude darstellt, das beide Menschen gleichmäßig beherbergen soll. Nicht sich verlieren und erlöschen möchte auf die Dauer eins im andern, nein, zusammenwachsen mit ihm zu einem einzigen Gebilde. Aus zweien wird eins, aber nicht im Sinn einer Verschmelzung, in der die Teile noch unverändert bewahrt sind — sie vereinigen sich vielmehr wie zwei Webmuster, die zu einem dritten neuen verknüpft werden, das sie aufnimmt und fortsetzt, ohne ihnen die mindeste Gewalt anzutun. Es ist der Wunsch der Liebenden, sich oft nahe zu sein, damit ihre Phantasie voneinander und von denselben Eindrücken erfüllt ist, ihr Bewußtsein sich diesen gegenüber gleich verhält und ihre Worte und Handlungen aus ihnen gemeinsamen und vertrauten Gründen hervorgehen. Werktag und Feiertag sollen geteilt werden; und einen eigentümlichen Reiz gewährt es Liebenden gerade, wenn sie ihre geringsten Aeüßerlichkeiten kennen, oder sich kleine Handreichungen leisten, denn nichts läßt sie ihre durchgängige Zusammengehörigkeit deutlicher fühlen.

Es ist keineswegs selbstverständlich, daß der körperliche Trieb mit der so gearteten seelischen Lust in völligem Einklang, als ein einziges Verlangen das Ich ergreift; in vielen Menschen sind Brüche vorhanden, geschlechtliche und seelische Liebe hängen nicht fest zusammen und finden getrennte Befriedigung. Soll ferner ein Gefühl die gesamte Innenwelt durchwirken, so muß diese auch in ihren Teilen sich im Zusammenhang befinden und von leichter Beweglichkeit sein, um dem Gefühl überall eine Angriffsmöglichkeit zu bieten — sonst gleitet es an irgend einer Stelle ab und läßt ganze Strecken unbeeinflußt. Darum ist auch die Liebe zumeist das Vorrecht der Jugend, deren Tun und Denken noch nicht in bestimmten Bahnen festgelegt und erstarrt ist und jedem mächtigen Anstoß noch willig Folge leistet. Das vorgerückte Alter läßt, ganz abgesehen von seinen schwächeren körperlichen Triebkräften, nicht mehr leicht die Liebe Gewalt über das hier und dort auseinandergesprengte und mit vielartigen Zuständen

fest verknüpfte Innenleben gewinnen.

Wir haben uns damit begnügt, das die Sinnenliebe begleitende seelische Verlangen darzustellen, weil es allein vergleichbar mit dem Erleben der Freundschaft ist. Daß das Empfinden der Geschlechter vielfach und tiefgehend voneinander abweicht, ist sicher, ebenso sicher, daß die hier aufgewiesene Art ihrer inneren Zuneigung in den Zeiten höchster Liebesglut beiden gemeinsam ist und jenseits dieser Verschiedenheiten liegt.

Schon der oberflächliche Blick wird ein ungleiches Verhalten zwischen Freunden und Liebenden gewahr. Diese wollen immer zusammen sein und ihr Leben teilen; ihr Gefühl vertieft sich dann und erhält mehr Nährstoff. Jene dagegen verschmähen leicht die Berührung im Alltag und zu jeder Stunde und legen auf Aeüßerlichkeiten, die der Liebe unendlich wichtig sind, keinen Wert. Wenn aber der Freundschaft das Verlangen nach einer Verschmelzung des Daseins fern liegt und dennoch in ihr sich die Seelen voll durchdringen möchten, demnach beide Male eine Verbindung der ganzen Menschen erstrebt wird, so muß hier und dort diese Ganzheit eine verschiedene Bedeutung haben. In der Liebe wird darunter das ablaufende Leben verstanden, so wie es ist und sich in der Zeit ausbreitet, mit seinen guten und abstoßenden Seiten und allem, was es Tag für Tag an Glück und Leiden bringt. Welchen Sinn in der Freundschaft die Umfassung des ganzen Wesens hat, soll im folgenden dargelegt werden.

Es lassen sich zwei Typen Mensch unterscheiden in bezug auf das Bewußtsein, das sie von sich selber und ihrem Leben gewinnen. Die einen handeln, denken und fühlen, ohne daß sich zwischen diesen Einzeläußerungen ihrer Existenz irgendwelche Verbindungen herausbilden. Jedes Erlebnis ist für sich abgegrenzt und wirkt nicht auf größere Bereiche der Seele ein. Hierhin gehören alle Menschen — und es sind vielleicht die meisten —, die nicht selbsteigene Kraft genug besitzen, um sich als eigentümliche Einheit in der Welt zu behaupten, sondern ein Erzeugnis der jeweiligen Umstände sind. Hunderterlei Widersprüche sind in ihnen vorhanden, die niemals empfunden werden, weil das Bedürfnis fehlt, die nebeneinanderliegenden Teile zu überschauen und zu vereinen. Einmal sind sie hart und grausam, das andere Mal wiederum weich und überfließend, je nachdem es Gewöhnung, Sitte und die Gegebenheiten des Tages verlangen. Während sie aber im Verfolg ihrer Geschäfte heldenkend und bewußt sein mögen, alles erwägend, was für das Gedeihen ihrer Angelegenheiten an einer bestimmten Stelle erforderlich ist, setzt dieses Bewußtsein gleichsam aus, wenn es gilt, die allerorten verankerten Lebensregungen selber in Beziehung zu bringen. Zwischen diesen klaffen tiefe Spalten,

ist seelenlose Leere. Man kann sich die Innenwelt solcher Menschen nicht labyrinthisch genug vorstellen. Da sich in ihnen die verschiedensten Anschauungen, Urteile, Handlungsweisen wahllos treffen und diese Inhalte nicht durchgeföhlt und organisch gegliedert sind, ermangeln sie jener höheren Einheit, die bewirkt, daß alles, was vom Menschen ausströhmt, als notwendig zu ihm gehörig erscheint. Kein Bewußtsein über den einzelnen Wesensäußerungen, keine Verbundenheit in der Tiefe, kein Allgemeines, das Besondere heiligend und sinnvoll machend! Menschen dieser Art gelangen niemals zu einer Weltanschauung, die ihr Inneres zusammengefaßt widerspiegelt, und Gefühl und Frömmigkeit bleiben bruchstückartige Offenbarungen, anstatt die Seele ganz zu durchtränken und zu vertreten. Das engstmögliche Verhältnis zu und zwischen ihnen ist die nahe Bekanntschaft.

Die Menschen des zweiten Typus dagegen besitzen ein Bewußtsein, in dem sich alle Einzelerlebnisse und -inhalte zusammenfinden und miteinander verwoben werden. Dieses nun zu erörternde Bewußtsein darf — das sei ein für allemal vorausgeschickt — durchaus nicht als helles, verstandesmäßiges Bewußtsein von begrifflicher Klarheit aufgefaßt werden. Es bleibt vielmehr meist im Gefühl stecken, oder äußert sich als instinkthaftes Wollen und Widerstreben; selten nur erhebt es sich zum reinen Gedanken. Wir setzen es trotzdem hier als gleichmäßiges Bewußtsein voraus, um den eigentümlichen Seelenzustand innerlich einheitlicher Menschen zu erklären. Wir nehmen an, diese wirken sich so geschlossen aus, als ob in ihnen ein die ganze Seele überschauendes Bewußtsein vorhanden sei, das ihre Geschlossenheit erst erzeugt. Der Eintritt des Ich-Bewußtseins ist zunächst an die Fähigkeit und das Bedürfnis des Beisichselbstverweilens geknüpft. Es gibt ein Ich-Bewußtsein der Ohnmacht und eines der Stärke, die beide leicht miteinander verwechselt werden. Jenes bildet sich, wenn die Seele ihren eigenen Anforderungen nicht genügt oder äußere Hemmnisse irgendwelcher Art nicht zu überwinden vermag. Dann sinkt sie in sich zurück, durchwühlt und zersetzt sich selber wie ein gefangenes Tier, das gegen die Gitter seines Käfigs stößt. Verletzte Eitelkeit, erzwungene Untätigkeit und vielfältige andere Gründe tragen dazu bei, die inneren Kräfte am natürlichen Ausfluß zu hindern und unfruchtbare Selbstbetrachtungen hervorzurufen. — Das wirkliche und adelnde Selbstbewußtsein dagegen ist nicht ein bloßer Rückschlag und das Anzeichen von Enttäuschungen, sondern verdankt seine Geburt dem mächtigen Willen der Seele, sich als ein Ganzes in der Welt zu fühlen und zu offenbaren. Während jenes Selbstverweilen der Schwäche schädlich wie ein zu lange angehaltener Atem ist, gleicht dieses dem tief geschöpften Atemzug. Es ist aber nur dort möglich, wo genügend starke Interessen

vorhanden sind, die alle Regungen des Innern in ihren Dienst stellen. Erst im Gefolge bestimmter Ziele gelangt das Ich-Bewußtsein zur Entfaltung und wirkt belebend und fördernd; ohne Gegenstand, ohne festen Kern, an den es sich ankrystallisieren kann, schwebt es im Leeren. Wo der erregende Drang fehlt, der den seelischen Fähigkeiten und Bedürfnissen wertbetonte Auswirkung ermöglicht, bleibt auch eine Durchempfindung des Ichs vergeblich und unfruchtbar. Jeder Trieb will Formen, die ihn aufnehmen, und so wird auch der Trieb der Seele nach Einheit und Gestaltung erst befriedigt, wenn ihn das ganze Ich fordernde Ziele ergänzen und nähren.

Es ist hier eine in der menschlichen Entwicklung selbst begründete Tatsache zu erwähnen, die immer wieder die Menschen daran hindert, sich zu sammeln und sich als Einheit empfinden zu lernen. Die verschiedenen Wissenszweige und Berufe sind nicht etwa auf die sich ihnen Widmenden so zugeschnitten, daß diese nur frei ihre Kräfte gebrauchen dürften, um die objektiven Erfordernisse zu erfüllen. Nein, sie beanspruchen ein erstarrtes Gemisch von Fähigkeiten, in das der einzelne hineinwachsen muß, damit er erfolgreich in einem solchen überindividuellen Gebiet schaffen kann. Selbst der Künstler, dessen Schöpfungen doch fast unabhängig von der Außenwelt und ihrem gesellschaftlichen Gefüge seinem Innern entquillen, wird zuletzt der Sklave seines Werkes, wenn er einmal mit dessen Ausführung begonnen hat. Das Werk ist stärker als er und nötigt ihm einen Rhythmus und eine Willensrichtung auf, die er erst langsam in sich entwickeln muß. Um wie viel mehr wohnt diese Selbsteigenheit allen Stoffkreisen inne, in denen schon viele Generationen gewirkt haben. Wer in sie eintritt, ist gewissermaßen gefangen. Er hat sich einer Entwicklung seiner Fähigkeiten und seines Wesens anzubequemen, die dieses oder jenes bestimmte Aufgabengebiet von ihm verlangt. In einem erweiterten Sinne gilt hier, was bereits von den Berufen gesagt wurde: die Macht, die solche Betätigungsweisen auf die Seele ausüben, ist übergroß, und nur wenige vermögen sich ihr zu entziehen. Daher rührt es denn, daß die meisten Menschen in einem Beruf oder in irgend einer Aufgabe festwachsen, ohne zum Bewußtsein ihres ganzen Ichs gekommen zu sein. Sie überspringen sich gleichsam selber. Wohl gibts ihnen der Beruf eine Einheit, aber diese ist nicht gleichbedeutend mit der ihres Wesens. Da ihre Kraft und ihre Phantasie durch die von ihnen übernommenen sachlichen Obliegenheiten beschlagnahmt sind, gehen sie der Entfaltung des Ich-Bewußtseins verloren, und in ihrer Seele treiben viele Fremdkörper umher, die niemals verarbeitet worden sind.

Welches sind nun die Wirkungen dieses Ich-Bewußtseins dort, wo es voll vorhanden ist?

Zunächst bringt es die mannigfachen Inhalte der Seele in Zusammenhang. Es umspült sie, gleitet überall hin und füllt so das Spaltengewirr aus, das sich in jedem Menschen findet. Was die Seele an Wort und Handlung verläßt, wird instinkthaft gewußt und beeinflußt damit die ganze Innenwelt, anstatt, wie so häufig, zu entschwinden, ohne irgendwelche Spuren zu hinterlassen. Immer in Bewegung und auch das plötzlich Entschlüpfte nachträglich noch einholend, schlingt das Ich-Bewußtsein um alle Lebensäußerungen seine Fäden und sucht sie zu einem einzigen Gewebe zu verarbeiten.

Der so hergestellte Zusammenhang wäre aber zwecklos und unfruchtbar, wenn nicht, wie oben entwickelt worden ist, das triebmäßige Bewußtsein sich an einen kräftigen, erregenden Willen, an irgendwelche seelenüberwölbende Interessen und Ideen anschlösse, die erst die ganze innere Welt in Fluß bringen. Das trägt in sich Beharrende vor; es lebt, wenn es sich in ihm angemessenen Bahnen vorwärts bewegt. Von diesen im Mittelpunkt befindlichen Zielen, Neigungen und festen Willensrichtungen nimmt nun das Ich-Bewußtsein die Wertmaßstäbe her, nach denen es die in Zusammenhang gebrachten Wesensinhalte gliedern kann. Wichtiges scheidet sich leicht von Unwichtigem, bestimmte Eigenschaften und Erlebnisse werden in den Kern gezogen, andere an die Oberfläche verbannt. Es entsteht eine Ordnung, in der jede Regung und jede Tat, jedes Gefühl und jeder Gedanke seinen Platz hat.

Was ist die Folge dieser Ordnung? Die inneren Kräfte werden besser ausgenützt, als wenn sie ohne Vermittlungsstelle unabhängig voneinander sich auslebten. Ueber den verheerenden Stürmen der Leidenschaft, über schnellen, folgenschweren Entschlüssen thront noch das Ich-Bewußtsein als Verwalter der Seele, und von ihm, dem höchsten Gewissen, muß alles gutgeheißen werden, ehe es Handlung wird. Es verhindert, daß infolge äußerer Augenblickseinflüsse eine falsche Ordnung einreißt, Nebensächliches überwuchert, Wertvolles zurückgedrängt wird und vorübergehende Gelüste sich auf Kosten der dauernden Triebe bereichern. Geschieht es doch oft, daß ein gut veranlagter Mensch, dem die Selbstzucht des Ich-Bewußtseins fehlt, sich überhastet und, mehr den zufälligen Gelegenheiten als inneren Erwägungen folgend, sich ausgibt, um nachher, wenn es wirklich gilt, arm und verbraucht dazustehen. Oder andere leben, die sich fortwährend im Kleinen auswirken, obwohl eine Reihe bedeutender Fähigkeiten in ihnen vorhanden sind; diese Fähigkeiten aber sind sich fremd, liegen ohne wechselseitige Beziehung in den mannigfachsten Lebensäußerungen eingekapselt, und jede allein von ihnen ist zu schwach, um den Menschen zu heben. Erst der Funke eines verantwortungs-

vollen Selbstgefühls könnte die verzettelten Kräfte zusammenschmelzen.

Da das Ich-Bewußtsein, wo es rege ist, häufig dazu nötigt, sich auf die Wurzelkräfte des eignen Wesens zu besinnen, lenkt es die Gedanken von jedem Besonderen und Einzelnen leicht ins Allgemeine. Das Lebensgefühl reißt sich von dem zerstreuten Alltagsdasein los, wird unabhängig von den Launen des Zufalls und zieht sich auf die erkannten Grundlagen des Ichs zurück. Diese Gewöhnung des innern Abstandnehmens und Ueberschauens wird auch den mannigfaltigen Eindrücken der Außenwelt gegenüber gewahrt, und es entsteht das Bedürfnis, die Welt als Ganzes zu begreifen. Die gegliederte, zusammengefaßte Seele verlangt gebieterisch nach einem einheitlichen Bild der Dinge. Leitsätze für das Handeln werden gesucht, Allgemeinurteile über viele Verhältnisse menschlichen Lebens erzeugen sich. Phantasie und Gedanken beschäftigen sich gern mit den Untergründen des Daseins, von denen der Augenblick und alle Oberfläche abhängig sind. So läßt jedes kräftige Ich-Bewußtsein eine Reihe von Erkenntnissen erstehen, die, von einem tiefen Gefühl begleitet, das dauernde Wesen des betreffenden Menschen und sein Verhalten zur Welt widerspiegeln, ohne daß sie rein beschaulicher, philosophischer Art sein müßten.

In Wechselwirkung mit der Richtung ins Allgemeine steht bei solchen Naturen reiche, innere Fülle. Wie bei der Geige der Resonanzkasten die Töne voller und stärker erklingen läßt, so gewinnen auch alle von Menschen ausströmenden Urteile und Handlungen an Bedeutung und Tiefe, wenn eine verarbeitete und zusammenhängende Innenwelt ihnen zugrund liegt; anderenfalls bleiben sie vereinzelt und stumpf, unfähig, Kreise in der Seele zu ziehen. Menschen im Besitz eines volltönigen Wesens vermögen auch das unbedeutendste Erlebnis zu heiligen; dieses, anstatt spröd abzugleiten, durchzittert sie oft, bis schließlich die ganze Seele mitschwingt. Mit der schweren Fracht eines umfänglichen Innern beladen, lösen sich die Handlungen vom Menschen los. Auch die Erinnerungen erstarren nicht oder fallen ab wie totes Laub, sondern werden in der Phantasie gegeneinander gehalten und abgewogen und liegen immer bereit, in die Gegenwart einzugreifen. Weil sich derart die innere Mannigfaltigkeit in ewigem Flusse befindet, wird die Seele ein stets geschmeidigeres Werkzeug, um die Welt in sich aufzunehmen. Gefühl, Vernunft, Wertvermögen, durch lange Zusammenarbeit gefügig und beweglich gemacht, helfen sich gegenseitig, jeden Eindruck von allen Seiten aufzufassen und einzugliedern. Solche Menschen gleichen dem Mondstein, in dem umso mehr Farben auftauchen, je länger man in ihn hineinsieht. Eine nicht mit Worten zu erschöpfende Tiefe wohnt ihnen inne, und jeder, der

mit ihnen umgeht, spürt — oft an einem Lächeln, einem beziehungs-vollen Wort — den Reichtum ihres Wesens.

Wir nennen Menschen dieses zweiten Typus Persönlichkeiten, ihr Bewußtsein das Persönlichkeitsbewußtsein. Nur sie können wahrhaftige Freunde sein. Ideale Freundschaft ist, wie wir vorerst sagen wollen, das Sich-Finden zweier Menschen, ihrem ganzen im Ich-Bewußtsein zusammengefaßten Wesen nach.

Ehe wir mit der eigentlichen Beschreibung der Freundschaft beginnen, soll rückblickend, von einer höheren Warte aus, die Liebe noch einmal zu dem Freundschaftsverhältnis in Beziehung gesetzt werden. Um überhaupt die innere Verschiedenheit beider Verbindungen aufweisen zu können, war ihre scharfe begriffliche Trennung notwendig. Es mußte gezeigt werden, daß das mit dem Geschlechtstrieb verwickelte seelische Liebesverlangen auf die Verschmelzung des ganzen Lebens abzielt, während der Sinn der Freundschaft im Zusammenklang der Persönlichkeiten besteht. Nun erst, nachdem die Wurzeln bloßgelegt und gesondert sind, lassen sich beide Verhältnisse in ihrem vollen Umfang ohne Verwirrung erkennen. In Wirklichkeit überdecken sie sich nämlich zum Teil. Keine wahre Liebe, der nicht Freundschaft beigesellt wäre, und keine wahre Freundschaft, die der Liebe ermangelte!

Eine allgemeine Erörterung ist hier notwendig. Untersucht man irgendwelche inneren Fähigkeiten, so wird man stets finden, daß sie mit einer Reihe weiterer seelischer Kräfte mehr oder weniger fest zusammenhängen. Jedes Gefühl fordert andere Gefühle und Eigenschaften, die es zu seiner Entfaltung nicht entbehren kann. Das Wesen einer inneren Kraft besteht eben darin, daß sie Wirklichkeit werden will. Sie bleibt dann aber nichts punkthaft Vereinzelttes mehr, sondern setzt sich in eine Folge von Handlungen um. Nehmen wir an, ein ehrgeiziger aber feiger Mensch befinde sich in einer Lage, in der jedermann von ihm eine mutige Tat erwartet; er wird in diesem Fall, eben weil er ehrgeizig ist, den geforderten Mut bewähren. Ein schamhafter Mensch, der in eine sein sittliches Gefühl verletzende Gesellschaft geraten ist, muß unter Umständen entschlossen auftreten, um seinem Anstandssinn Geltung zu verschaffen, selbst dann, wenn er ein schüchternes Wesen besitzt. Was geschähe, wenn die verlangten Eigenschaften ihre Gefolgschaft verweigerten? Nun, das Wurzelgefühl könnte sich nicht entfalten und auswirken, es müßte nach innen zurückschlagen und entweder verkümmern oder die Seele in Zwiespalt bringen, sie gar zersetzen und verbittern. Und in der Tat ereignet sich das nur allzuoft. Verbleibt der Schamhafte in seiner ängstlichen Zurück-

haltung, versagt sich ihm die Kraft zu entschlossenem Handeln, so ist seiner Scham der Ausfluß versperrt und er leidet darunter. Auch die Treue wankt wohl, wenn ihre Bewährung ein über das Durchschnittsmaß hinausgehendes sittliches Heldentum fordert.

Wir gewinnen folgendes Ergebnis: Jede sich ausbreitende innere Kraft gliedert sich eine Reihe von Hilfskräften an, ja züchtet sie oft, wenn sie ihrer bedarf, um wirkend in die Welt zu treten. Das Ausmaß der Begleitkräfte, also ihre Stärke und Dauer, hängt von der Wurzelkraft ab, diese erst gibt jenen in ihrer Folge einen Sinn. Während die erregende, im Mittelpunkt befindliche Kraft schrankenlos das Wesen durchwalten mag, erscheinen die von ihr geforderten Hilfsgefühle und -fähigkeiten nur auf ihr Stichwort und sind in ihrer Ausdehnung gebunden durch die freiwirkende Grundkraft. Sie sind gleichsam nur ein Schatten dessen, was sie sein könnten, wenn sie ihrerseits die Seele beherrschten. Es ist eine der schwierigsten Aufgaben des Psychologen, die Schichtung der inneren Kräfte zu erkennen, zu entscheiden, auf welche letzte Wurzelkraft vieldeutige Handlungen zurückzuführen sind: hier, ob Ehrgeiz oder Neid überwiegt, dort, ob Treue oder mehr Beschränktheit der eigentliche Quell zu einer Tat ist. Erst nach längerer Beobachtung, wenn man die Folge der Gefühle und ihr Maß überschauen kann, läßt sich ein Urteil über ihre gesamte Lagerung, über die Abhängigkeit der einen von den anderen fällen.

Sind gewisse Kräfte der Entfaltung einer Grundkraft nur zuweilen und bei besonderer Gelegenheit von Wert, so gehören andere ihr dauernd und notwendig zu und bilden mit ihr eine Gruppe von festem Gefüge. Aufopferungsfähigkeit z. B. ist eine unerläßliche Voraussetzung tätigen Mitleids, Schamgefühl ist unter allen Umständen an das Vorhandensein zarten sittlichen Empfindens geknüpft, Treue bedarf immer der Ausdauer und Standhaftigkeit. Eine seelische Eigenschaft keimt und entfaltet sich nur mit diesen andern. Das namengebende Gefühl beherrscht die ganze Gruppe und verleiht ihr die eigentümliche Färbung.

Es ist nun sehr wohl denkbar, daß zwei verschiedene Gemütsbedürfnisse zu ihrer Entfaltung aufeinander angewiesen sind, also Gruppen bilden, die sich im wesentlichen aus den gleichen Bestandteilen zusammensetzen. Einzig die beide Male voneinander abweichende Schichtung bewirkt dann ihre Verschiedenheit. Sie sind darin gewissen chemischen Verbindungen ähnlich, die trotz ihrer Ungleichheit aus denselben, nur jeweils anders gelagerten Elementen bestehen.

In diesem Fall befinden sich die inneren Bedürfnisse, die zur Schließung von Liebe und Freundschaft führen. Eines tritt in Begleitung des anderen auf und keines vermag sich voll zu entfalten,

wenn nicht das andere befriedigt wird. Beide stützen und tragen sich gegenseitig. Wahrhaft Liebenden genügt nicht die Sinnenlust und das gemeinsam verbrachte Leben, sondern sie wollen auch in dem später zu erörternden Sinne Freunde sein. Das Liebesbedürfnis begreift schließlich von selber die Freundschaft in sich, die in einer bestimmt gearteten Berührung zweier Persönlichkeiten besteht; darum ist wirkliche, dauernde Liebe auch nur zwischen persönlichkeitsbewußten Menschen möglich. Immer aber bleibt die unmittelbare Liebe das Wurzelgefühl, aus der die Freundschaft erst genährt wird. Umgekehrt ist jeder Freundschaft Liebe als notwendiges Begleitgefühl beigesellt. Eine ursprüngliche, nicht auf die geistige Uebereinstimmung zurückführbare Zuneigung, die selten des leicht sinnlichen Wohlgefallens entbehrt, die aus dem bloßen Zusammensein oft schon Erquickung zieht, verbindet wahrhaft befreundete Menschen. Wo sie fehlt, entsteht trotz aller seelischen Berührungspunkte keine Freundschaft.

Nachdem wir die Bedingungen aufgewiesen haben, unter denen Freundschaft überhaupt erst möglich ist, gilt es nun, auf das Verhältnis selber einzugehen, darzulegen, worin eigentlich das Sich-Finden zweier persönlichkeitsbewußter Menschen besteht.

Wir setzen voraus, es besitze jeder Mensch ein ziemlich unveränderliches Gemisch von Charakteranlagen, ein sich gleichbleibendes Temperament, eine immer wiederkehrende Art des Fühlens. Zu diesem Gerippe seelischer Eigentümlichkeiten gesellen sich gewisse summarische Eindrücke vom Weltmannigfaltigen, nie zu überwindende Erfahrungen, die schon von früher Kindheit an mit an seinem Wesen formen, unvergängliche Bilder, Gedanken, die sich tief in seinem Innern eingenistet haben.

Diese Grundschicht ist bei jedem Menschen verschieden. Sie liegt für gewöhnlich unterhalb des Bewußtseins. Nur sehr nachhaltige Eindrücke und erschütternde Erlebnisse dringen bis zu ihrer verhüllten Tiefe ein, rufen Umlagerungen hervor und setzen sich als neue Grundbestandteile fest.

Das ganze Dasein ruht auf dem inneren Fundament; die einzelnen Lebensäußerungen, Handeln und Denken, sind in ihrer Eigenart von ihm abhängig. Die Wurzelschicht enthält darum im Keim das Wesen des Menschen, so wie es sich nach und nach in der Zeit verwirklicht.

Es gibt Gebiete des Erkennens, in denen das Vorhandensein dieser untersten seelischen Schicht bedeutungslos ist, weil sie ihrer Natur nach zu ihrer Durchforschung nur das reine, logische Denken und mit ihm eine einseitige, eng begrenzte Phantasie beanspruchen. Dies sind die exakten Wissenschaften. Sie können von jedermann, der die all-

gemeinmenschlichen Anlagen mitbringt, in gleicher Weise begriffen werden, sind in ihrer Ausgestaltung unabhängig von der besonderen Beschaffenheit des Menschen. Die persönliche Auffassung hat in ihrem Bereich keinen Platz, ihre Sätze und Ergebnisse gelten schlechthin.

Andere Gebiete aber verlangen zu ihrer Eroberung die ganze Seele. Den Ausgangspunkt für jede Erkenntnis innerhalb ihrer Grenzen bildet die soeben erwähnte innere irrationale Grundsicht. Da sie bei jedem ausgeprägten Menschen verschieden ist, fällt in diesen Gebieten die wissenschaftliche Allgemeingültigkeit des Erkannten fort. Nur typische Erkenntnisse sind in ihnen möglich, solche, die auf Grund jener unveränderlichen seelischen Voraussetzungen mit zwingender Notwendigkeit gedacht werden müssen. Zu den Stoffen, in denen die ganze Seele zu Recht kommt, gehört vor allem die Kunst. Um sie aufzunehmen, um in ihr zu wirken, müssen sich Erlebnis, Einfall, Gefühl und Gedanke immer wieder begegnen. Auch in der Weltanschauung offenbart sich der Typus. Mag sie durch Systematisierung und verdünnende Abstraktion einen noch so täuschenden Schein von Allgemeingültigkeit erlangt haben, letzten Endes strömt sie von den unberechenbaren Seelen Gründen aus, und Ahnung, Glaube, grübelnder Verstand, grundloses, unbewußtes, erst hinterher gerechtfertigtes Wollen ballen sich in ihr zusammen. Jede Weltanschauung ist somit gewiß ein Spiegel der Seele. Desgleichen drückt sich in der Geschichtsauffassung großen Stiles der Typus aus. Hier, wo es gilt, in weitem Abstand von der Wirklichkeit unwirkliche Verbindungsfäden zwischen den Geschehnissen zu ziehen, eine unendliche Mannigfaltigkeit bildhaft anzuschauen, in großen Linien zusammenzufassen, und das umfänglichste, gegensätzlichste menschliche Erleben fühlend nachzuerleben — auch hier muß die ganze Seele mitarbeiten, auch hier ist nur voraussetzungsvolles typisches Erkennen denkbar. Schließlich nimmt noch die Menschenbeurteilung, die Stellung des Ichs zur Gesellschaft, zur Politik, zu allgemeinen Fragen und Ereignissen breiten Raum in jedem Bewußtsein; daß sich in diesem Feld ebenfalls die angestammten Eigentümlichkeiten in Wort und Meinung ausprägen, bedarf keiner weiteren Erörterung.

Die Wurzelschicht birgt alle Entwicklungsmöglichkeiten des Menschen in sich. Diese liegen immer bereit, um verwirklicht zu werden. Jeder besitzt die keimhafte Anlage zu einer Weltanschauung, zum eigentümlichen Begreifen des Lebens, der Kunst, der Geschichte.

Je persönlichkeitsbewußter ein Mensch ist, um so mehr wird durch die ihm innewohnenden Ziele sein ganzes Wesen in Schwingung versetzt, um so mehr drängt es ihn, Denken und Handeln in Einklang mit seinen Grundanlagen zu bringen. Vom einzelnen sich loslösend, kehrt

er immer wieder zu ihnen zurück und sucht von ihnen aus sich zu erweitern. Er bildet die Gesinnungen und Ideale aus, die er seinem Handeln und Wirken zugrunde legt, und strebt nach Erkenntnis in allen dem Typus zugänglichen Gebieten. Je weiter er sich ausbreitet, um so reicher wird er, um so mehr entdeckt er sich selber.

Wahrhafte Freundschaft besteht in der Pflege ähnlicher Gesinnungen und setzt gemeinsame Entwicklung in den Bereichen des typischen Erkennens voraus. Der Uebereinstimmung in den Idealen, im typischen Welt- und Menschenbegreifen, dem steten Wachstum mit- und durcheinander entnimmt dieses Verhältnis immer von neuem seine Lebenskraft; es zerfällt, wenn das geistige Band abreißt, jene dem Grund der Seele entströmenden Gesinnungen und Erkenntnisse nicht mehr von einem Menschen zum andern fließen. Verbindungen ohne solchen erregenden Mittelpunkt siechen hin, sanft gehen sie in Gewohnheitsbeziehungen über, und was schließlich die Menschen noch zusammenhält, ist verwelkte Zuneigung, Trägheit und ein allgemeines Bedürfnis nach Wärme. Leben aber ist immer Wachstum, Stillstand Hemmung und Fäulnis.

Freundschaft hängt somit von dem Vorhandensein ähnlicher seelischer Grundschichten ab. Mögen diese aber in bedeutsamen Zügen oft übereinstimmen, so sind sie doch im einzelnen, und mit ihnen ein Teil der Neigungen und Interessen, von Mensch zu Mensch verschieden. Auch Freunde entfalten sich nach ungleichen Richtungen; Bedingung ihrer Gemeinschaft bleibt nur, daß sie in allen wesentlichen Gesinnungen und Idealen sich berühren und zusammen in der Erweiterung ihrer typischen Möglichkeiten fortschreiten. Es erhöht dann den Wert und Reiz ihres Bundes, wenn auf Grund derselben Wurzelanlagen die auseinanderliegenden Seiten ihres Innern sich ergänzen und so eine nach allen Seiten sich erstreckende fruchtbare Anteilnahme möglich ist.

Mit einer derartig umfassenden Verquickung getrennter Wesen wird zwei tiefen seelischen Grundbedürfnissen Genüge getan. Jeden Menschen drängt es danach, das Wertvollste seines vergänglichen Daseins dem Fluß der Zeit zu entreißen, es aus sich herauszustellen und irgendwie zu verewigen. Was in ihm lebendig ist, soll nicht ein Raub der Stunde werden und in Vergessenheit sinken, sondern womöglich den flüchtigen Tag überdauern und noch bis in die fernste Zukunft wirken. Die vollkommenste Befriedigung findet dieser Trieb dort, wo das dahinflutende Leben in die festen Formen einer Schöpfung gebannt werden kann. Alles schöpferische Handeln, wirke es sich im kleinsten Gedicht oder im größten Kunstwerk aus, im Forschen, im

Erfinden, in Staatsgeschäften, in gleichviel welchen Leistungen: immer ist es von einem beseligenden Gefühl begleitet, wie es nur die Verewigung inneren Erlebens erzeugt.

Je persönlichkeitsbewußter der Mensch ist, umso mehr ergreift auch der Trieb nach Verewigung sein ganzes, zur Einheit verschmelzendes Wesen. Er sehnt sich danach, die gedrängte innere Fülle ebenso geschlossen den Menschen zu übermitteln, wie sie in ihm lebt und will als Ganzes wirken und gelten.

In der Freundschaft nun wird dieses Grundverlangen erfüllt. Meine Naturanlagen, die Triebfedern meines Wollens liegen offen und enthüllt vor dem Bewußtsein meines Freundes. Während ich überall sonst genötigt bin, mich in tausenden Lebenskreisen zu zersplittern, hier ein Stückchen zu nehmen, dort ein Quentchen zu geben, darf ich ihm so gesammelt und umfänglich nahen, wie ich bin und wie ich mich fühle. Meine Existenz ist ihm voll gegenwärtig, er kennt mein Verhältnis zu den Menschen und versteht, warum ich so und nicht anders handeln muß, denn noch zu dem widersprechendsten Tun hat er die inneren Verbindungsfäden in Händen.

Der Seligkeit des Begriffenwerdens, des Aufgehobenseins in einer fremden Seele, entspricht aber die nicht minder große Seligkeit des Besitzens. Auch ich berge ja den andern Menschen in mir. Die Zusammenhänge seines Lebens sind mir offenbar, er gehört mir zu eigen und mein Einfluß erstreckt sich bis zu den Wurzeln seines Daseins. Dieselbe Genugtuung, die es mir gewährt, ihm beichtend mein Vertrauen zu schenken, empfinde ich auch, wenn er mir sein Inneres eröffnet. Wir wollen eine Heimat haben und andern eine Heimat sein. Wie Aus- und Einatmen ergänzen sich diese Bedürfnisse.

Welche Wirkungen ruft nun die Wesensvertrautheit der Freundschaft in den Menschen hervor?

Zunächst festigt sie die eigene Art. Immer nur finden sich Menschen von ähnlicher typischer Veranlagung zusammen; indem sie sich gegenseitig aufnehmen und hingeben, verdoppeln sie sich in allem, worin sie gleich sind. Ein Ich wird durch das andere bejaht, und weil es seine Eigenheiten, seine Schwächen selbst und manches Heimliche seines Wesens in der liebevollen Hut des Freundes weiß, wandelt es den ihm vorgezeichneten Weg um so vertrauensvoller weiter. Nur der Einsame schwankt unsicher, oder reibt sich auf im Kampf um seine Selbstbehauptung. Widerhall aber stärkt das Selbstgefühl.

Freundschaft macht menschengläubig wie alle wahrhaftige Liebe. Immer bleibt sie eine Zufluchtsstätte, wenn Unglück über den Menschen hereinbricht und er von allen Seiten verlassen wird. An dem Freund kann und muß er sich wieder aufrichten, über ihn weg auch

stets von neuem an die Menschen glauben lernen. Solange sein Wesen an einem andern erwärmen darf, hat die letzte abstumpfende Bitterkeit keine Macht über ihn.

Freundschaft erweitert die Seele. Das gemeinsame Betreten jener Reiche, in denen sich der eigene Typus offenbart, schenkt den Menschen Schätze, die sie allein nur schwerlich hätten erlangen können. Ihr Denken und ihre Phantasie durchdringen sich schließlich derart, daß niemand mehr weiß, was ihm und was dem Freund gehört. Sind die Freunde zusammen, so fliegen im Gespräch Funken hinüber und herüber und ihre Gemeinschaft erzeugt oft entscheidende Gedanken und Taten; weilt jeder für sich allein, so wohnt doch das Bild des andern in seiner Seele, und alles, was er fühlt, denkt und unternimmt, steigt von einer verbreiterten Grundlage auf. Anregung und Ermutigung strömen vom Freunde zu. Die typischen Anlagen werden zu immer vollerer Wirklichkeit ausgebaut, Wetteifer steigert die Kräfte und so schwillt das Dasein über das Ich hinaus und jeder lebt zwei Seelen.

Freundschaft versittlicht. Da das Verhältnis nur als Gesinnungs-, als Idealgemeinschaft gedeihen kann, da in ihm die ganze Persönlichkeit zu Recht kommt und sich bis zu den Grenzen ihrer typischen Möglichkeiten weitet, wirkt es mit Notwendigkeit erhöhend auf die Träger des Bundes zurück. Zum eigenen Gewissen tritt noch des Freundes Gewissen, das jeder überall mit sich trägt und umso lebendiger in sich fühlt, je schrankenloser das wechselseitig gewährte Vertrauen ist. Die Freunde erziehen sich in Hinsicht auf das vereint erkannte Gute, das, in wehevollen Stunden gewußt oder geahnt, selbstständig und losgelöst nun immerdar vor ihrer Seele schwebt. Diesem Höhepunkte ihrer Gemeinschaft müssen sie sich würdig erweisen, wenn sie voreinander bestehen wollen.

Wie ein Gewächs, das in gutem Erdreich wurzelt, durch Wolkenbrüche, Dürre oder Fäulnis vernichtet werden kann, so unterliegt auch die Freundschaft im Verlauf ihrer Entwicklung einer Reihe teils äußerer, teils innerer Einflüsse, die häufig ihre Dauer und Fruchtbarkeit in Frage stellen, selbst wenn sie unter günstigen Vorzeichen begonnen hat.

Oft scheidet die Vereinigung zweier Seelen an gewissen Charaktereigenschaften wie Hochmut, Unverträglichkeit, Mißtrauen, auch an verschiedenen Gewohnheiten, wenn die Menschen z. B. ungleichen Lebenskreisen entstammen. Selbst geringe Aeußerlichkeiten, dem einen anhaftend, vom andern als lästig empfunden, legen sich gern als eine dünne, aber schwer durchdringliche Scheidewand zwischen Menschen, die ihrer Wesensart nach wohl in enger Gemeinschaft leben

könnten. Nur allzuhäufig mißlingt ja auch sonst das Zustandekommen bedeutender Ereignisse infolge spinnwebzarter Hindernisse, deren Ueberwindung unverhältnismäßig große Kraft und Zähigkeit kosten würde. Die Menschen lieben es, sich an ihre Oberfläche zu verschwenden; ehe sie in kleinen Dingen willig sind, lassen sie leicht die größten zugrunde gehen. Darum stranden viele Freundschaften, die ein besseres Schicksal verdient hätten, an Bagatellen und halb eingebil-deteten Mißverständnissen.

Es gibt Gefühlsgruppen, die sich gegenseitig ausschließen. Neid und Eifersucht zerstören auch die innigste Gemeinschaft und sind daher nach Möglichkeit von der Freundschaft fern zu halten. An Gelegenheiten, die unweigerlich das Auftreten solcher Gefühle zur Folge haben, mangelt es aber nicht. Niedere Zweckgemeinschaft, Geldgeschäfte, Besitzstreitigkeiten, etwa Liebe zum gleichen Gegenstand, zum gleichen Menschen, erzeugen gewisse typische Stimmungen, gegen die man sich vergeblich wehrt, und beschlagnahmen dadurch mittelbar die Phantasie in einer die Freundschaft dämpfenden Weise. Sie überschatten das Reinmenschliche und lähmen die freie nur von innen her bedingte Entfaltung des Wesens, wie alle soziologisch ausgeprägten Verhältnisse es tun, denen von vornherein bestimmte Seelenlagerungen entsprechen. Auch jene höhere Form des Neides, die in einem Menschen dann entsteht, wenn ein anderer, von Natur aus mehrbegabter Mensch, der gleichen Tätigkeit obliegt wie er, übt einen störenden Einfluß auf ihre Freundschaft aus.

Mitunter trägt die Freundschaft, gerade wenn sie auf ihrem Gipfel angelangt ist, den Keim zum Zerfall in sich. Ein Zustand der Ermüdung, der beiderseitigen Unlust tritt ein; man hat sich allzusehr ausgesprochen und bis auf den Grund geleert und erschöpft. Uebersättigung ist die Folge. Die Phantasie arbeitet nicht mehr, denn es bleibt ihr nichts zu erraten übrig, das Gefühl wird stumpf, erschlaft und verkehrt sich in sein Gegenteil. Schonzeiten und gelegentliches Abstandnehmen sind daher ein unbedingtes Erfordernis für die Aufrechterhaltung der Freundschaft. »So wie die Pausen ebenso gut zum musikalischen Teil gehören als die Noten, ebenso mag es auch in freundschaftlichen Verhältnissen nicht undienlich sein, wenn man eine Zeitlang sich mitzuteilen unterläßt.« (Goethe an Achim von Arnim. Weimar, den 22. Februar 1814.) Je inniger der Bund, um so größerer sachlicher Gehalt muß sich in ihm sammendrängen, damit die Anteilnahme nicht ermattet. Von einer neuen Seite her wird nun begreiflich, daß Selbstentwicklung und stete Ausbildung der typischen Möglichkeiten unentbehrliche Grundlagen des Verhältnisses sind.

Auch allzugroße Aehnlichkeit der Wesensoberfläche (also Gleich-

heit der Vordergrundsneigungen, der Beschäftigungen) wirkt ermüdend und trennt oft mehr als sie verbindet. Vielleicht ist der Reiz des Andersseins in den äußeren Schichten notwendig, damit die Menschen ungehindert in den Tiefen zusammenstoßen und verweilen können.

Der Verlauf einer Freundschaft kann es mit sich bringen, daß, trotz aller Uebereinstimmung und Wärme des Gefühls, Befreiung von ihr für den einen der beiden Menschen zur sittlichen Notwendigkeit wird, dann nämlich, wenn die enge geistige Gemeinschaft mit dem andern zur Bedrohung der eigenen Selbständigkeit führt. Die Ausweitung der typischen Möglichkeiten zu grundsätzlichen Stellungnahmen und zum Weltbegreifen bedarf bei noch sich entwickelnden Menschen zarter, schonender Pflege. Die Anlagen sind vorhanden, um sich am Stoff zu sättigen, und ein geheimnisvoller Instinkt weist der Seele den Weg der Erfüllung. Dies allmähliche Wachstum vollzieht sich am besten unter dem wohltätigen Schutz des Dunkels, denn alles kommt darauf an, daß die Ausdehnung des Wesens auch tatsächlich eine Verwirklichung der eingeborenen Ansätze ist und nicht ein Erzeugnis von außerhalb der Seele gelegenen Keimen. Insoweit Freundschaft auf gegenseitiger verständnisvoller Anregung beruht, fördert sie auch die Icherweiterung. Geist, Triebe, Sinne jedes einzelnen kommen in schnelleren Umlauf und berühren an mehr Punkten das Mannigfaltige. Das Verhältnis wirkt in diesem Sinn, solange es im Gleichgewicht ist, beide Menschen nehmend und gebend nebeneinander wandeln. Ist aber der eine im Gegensatz zum andern schon bis zu einem gewissen Abschluß in der Entwicklung seiner Grundlagen gediehen, so muß er unbewußt auch die Kraft der gewonnenen Selbstsicherheit ausüben, und der Zurückgebliebene unterliegt einem Einfluß, dem er nichts Gleiches entgegenzusetzen weiß. Den noch Tastenden demütigt diese Einwirkung, vergewaltigt und hemmt ihn auf Schritt und Tritt und Ressentiment bemächtigt sich seiner. Wider seinen bewußten Willen drängen sich Handlungen, Gedanken, Werturteile des Freundes immer wieder in seine Phantasie ein und überwuchern die eigenen Ansätze. Der Instinkt wird unsicher, die Seele gerät in Abhängigkeit, Ohnmachts- und Schwächegefühle sind die Folge. Dem Freund seinerseits bleibt nichts anderes übrig, als sich seiner Natur gemäß auszuwirken. Jedweder Versuch, das Verhältnis künstlich einzurenken, würde es nur noch mehr verfälschen. Entschlossener, zeitweiliger Bruch bringt die einzige Rettung.

Wir gelangen durch diese Betrachtung zu einer ergänzenden Einsicht in das Wesen der Freundschaft. Sie ist die auf vereinter Entwicklung der typischen Möglichkeiten beruhende Gesinnungs- und Idealgemeinschaft freier, unabhängiger Menschen. Sich

gemeinsam entfalten, ohne sich aneinander zu verlieren, sich hinzugeben, um sich erweitert zu besitzen, zur Einheit zu verschmelzen und doch getrennt für sich bestehen zu bleiben: dies ist das Geheimnis des Bundes.

Von den typischen Phasen in dem Verlauf der Entwicklung eines jeden Freundschaftsverhältnisses wie von den verschiedenen Arten der Freundschaft wird noch besonders zu reden sein.
